

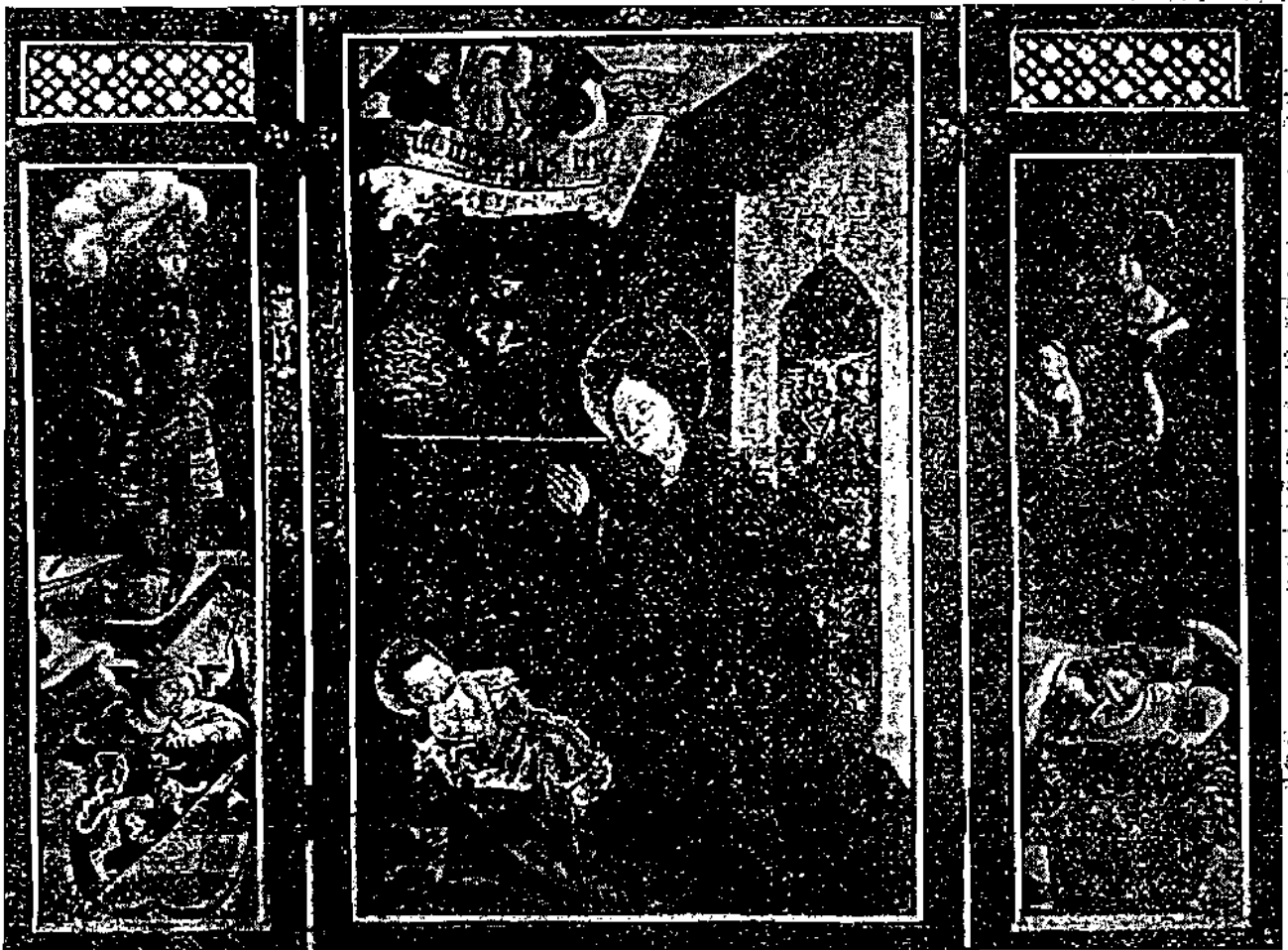
Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

17. Jahrgang

Kienz, 5. Jänner 1949

Nr. 1



Öbzger Rippenaltar auf Schloß Bruck

Dieser hervorragende Schatz des Osttiroler Heimatmuseums bildet alljährlich den Mittelpunkt der Rippenveranstaltungen (-ausstellung und Singspiele) auf Schloß Bruck während der Adventzeit.

Ihm ist auch der in der Weihnachtsnummer des O. B. v. 24. Dez. 1948 abgebildete Rippenaltar von Jos. Trojer, Prägraten, aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts im äußeren Altaraufbau nachempfunden: (Mittelfeld mit zwei Flügeln zu einem Schrein verschließbar). Der Öbzger Rippenaltar ist kein schon ursprünglich in der

heutigen Einheit geschaffenes Kunstwerk, sondern er besteht aus drei ungleich hohen, behelflich bemalten, alten Holztafeln, die 1914 in einen neuen Rahmen gefaßt und gleichzeitig so zurecht gerichtet worden sind, daß die zwei durch Schornsteine am Mittelfeld befestigten Flügel dasselbe genau — allerdings nur einseitig — verdecken können. Gedanklich steht man Leonhard von Öbz und seine Frau Paula von Gonzaga mit ihrem Töchterchen(?) — wegen des Gonzagawappens zu ihren Füßen kann es keine andere Frau sein — anbetend vor dem neugeborenen Gottesknecht an.

Trotz Armut, Blöße und kindlicher Hilflosigkeit zeugt der Knabe selbst bei seiner glaubensstarken und vertrauensvollen Mutter sowie bei dem herbeistehenden Hirten von drei menschengewordener Allmacht. Diese Umberung des göttlichen Kindes veranschaulicht uns in hoch künstlerischer Form (Nachkreis um 1500) eine ungemein warme, innige und friedvolle „stille heilige Nacht“.

(Die weitere Geschichte dieses Altars und die Beschreibung seiner Rückseite, siehe O. B. v. 1948, Nr. 10 „Öbzger Altäre“.)

Dr. Kollreider

Geschichten aus den Raumnächten

Der Begriff „Raumnächte“ für die zwölf Nächte zur Wintersonnenwende entstammt noch einem urgeschichtlichen Vorstellungsbegriffen. Die ursprüngliche Bedeutung galt wohl nur der Zeit, in der die Finsternis im Kampfe miteinander liegen, d. i. vom kürzesten Tag am 21. Dezember bis zum ersten sichtbar wachsenden Tag am 6. Jänner. Diese Nächte wirkten allein schon unheimlich durch ihre Länge und durch die vornehmlich herrschenden, allen Lebewesen feindlichen Naturkräfte wie Schnee und Frost. Gar bald wurden letztere personifiziert und die menschliche Phantasie ließ sie als Dämonen die Welt durchziehen. Später konkretisierte man diese Vorstellung durch die Annahme, es seien die Seelen Verstorbenen, die in diesen Nächten ihr Untwesen treiben.

Erst das Christentum brach diesen gewaltigen Zauber durch seine Religion und feste jenem dem Volke so tief verwurzelten Aberglauben den Erlösungsglauben, dem heidnischen Abwehrzauber aber das christliche Brauchtum entgegen.

Ein besonders bei der Landbevölkerung noch gepflegter Brauch ist das „Räuchern“. Daher auch die Umwandlung des Namens „Raumnächte“ in „Rauchnächte“. An den Vorabenden der drei großen Feste, die in die Zeit der Raumnächte fallen (Weihnacht, Neujahr und hl. Dreikönig) geht der Hausvater mit der Räucherpfanne, begleitet vom betenden Gesinde durch Haus, Hof und Stall, um das Unheil zu bannen und den Segen Gottes herabzulassen. Daneben jedoch herrscht immer noch ein Funke Aberglaube, der in der Phantasie des Landvolkes Geschichten lebendig erhält, die man auch heute noch allenthalben von älteren Leuten erzählen hört:

Da war einmal ein Bauer in Oberlenz, der ging in der hl. Nacht anstatt zur Christmette auf die Fuchspatz und versprach sich einen guten Fang. Gar bald kam ein prächtiger Fuchs daher. Dem Bauer hüpfte vor Freude das Herz im Leibe, er riß das Gewehr hoch, legte an und zielte — der Schuß jedoch ging nicht los. Plötzlich plätschten sich an allen Stellen Füchse in großen Rubeln an ihn heran. Sein Gewehr aber versagte ihm den Dienst, es packte ihn ein Grauen und er floh heimwärts. Seit dieser Nacht ging der Bauer nie wieder auf die Jagd.

Beim Heigl in Oberdrum war eine Magd, die gerne und viel betete. In der Dreikönigsnacht stand sie gerade betend an Fenster, als die Berchte mit einem argen Zug kleiner Kinder in wilden Sprüngen angetanzt kam. Es war jene Nacht, in der sie Nacht über die namenlosen (umgelaufte Kinder) besaß. Die Magd sah die Kinder an ihrem Fenster vorbeispringen. Am Ende

des Auges war ein ganz kleines, schwaaches Mädchen, das den anderen nicht folgen konnte. Wohl Erbarmen rief die Magd: „Oh du armes Häscherl, kannst es nimmer herspringen!“ „Ich danke dir, liebe Mutter, nun hast du mir einen Namen gegeben und ich muß nicht mehr mitspringen“ rief das Kind und verschwand.

In Oberlenz, da ging eine Magd in der Neujahrnacht zu einem Stellbischen. Sie kam nicht wieder. Am nächsten Morgen fand man unter der Stalltüre ihren Hut, mit Kirschkblüten geschmückt. Die wilde Berchte hatte sie dorthin verschleppt, wo um Neujahr die Kirschen blühen.

Beim Plojer am Galmberg saß ein Bursch in einer der drei Raumnächte mit seinen Kameraden beim Kartenspiel. Da fiel ihm ein, einmal Ausschau zu halten, ob die wilde Berchte nicht käme. Man wollte ihn zurückhalten, doch er stürmte beim offenen Tor hinaus. Bald darauf kam er freudebelehrt zurück und erzählte, er habe im Selsacher Orleß ein Glöcklein gehört, sei schnell ins Haus zurückgesprungen und habe die Türe zugeschlagen. Eine Stimme hätte ihn von außen gerufen, doch hätte die Berchte keine Macht mehr über ihn gehabt, da durch das Einschnappen des Türschlosses ein Kreuz entstanden sei.

Ein wortlosiger Bursch beschloß, sich in der Dreikönigsnacht den Zug der wilden Berchte anzusehen. Seine Kameraden warnten ihn, doch ließ er nicht ab von seinem Vorhaben. Unter einer Brücke versteckt harzte er der Dinge, die seine Neugier gereizt hatten. Als er zur verabredeten Stunde nicht wiederkehrte, begannen seine Kameraden, ihn zu suchen. Bald hörten sie auch seine verzweiferten Hilferufe und eilten zur Brücke, wo sie den Burschen bößig gelähmt wiederfanden. Auf die bestürzte Frage der anderen erzählte er sein Erlebnis: „Ich lag unter der Brücke, als der Berchtenzug angebraust kam. Plötzlich schallte mir ein „Hall“ entgegen und jemand gab einem anderen den Befehl, unter die Brücke zu steigen und in den Pfosten eine Hade einzuschlagen. Beim Einschlagen der Hade verspürte ich ein Brennen und war gelähmt. Hierauf zogen die Berchten wieder fort.“ Man brachte den Burschen heim, doch kein Arzt konnte ihm helfen. In dieser Not wandte man sich an einen Priester, der in dem Ruße stand, Nacht über die wilde Berchte zu besäen. Er gab den Rat, den Gelähmten in der nächsten Raumnacht wieder unter die gleiche Brücke zu legen. Man tat so und als die wilde Berchte mit ihrem Gefolge kam, erlönte wiederum ein brennendes „Hall“ und der Befehl, die Hade aus dem Pfosten

herauszuziehen. Von Stund an war der Bursche gesund und konnte wieder gehen.

Diese und ähnliche Geschichten hört man allerorts und sie zeigen, daß die Volkspheantasie auch heute noch nicht ganz frei ist vom Glauben an die bösen Geister, die in den Raumnächten ihr Untwesen treiben. Dr. M. Kollreiter.

N.B. Diese „heutigen“ Raumnachtgeschichten zeigen, daß der Bestand noch zum Teil vorhanden ist. Abgeblaßt erscheint die Mär vom Hack im Arie.

Vor einem halben Jahrhundert ist im Iseltal wohl etwa kein Kind aufgewachsen, ohne sie alle Jahre erzählen zu hören. Aber damals gehörte noch unerlässlich dazu, daß es die Brücke zwischen Matriel und Dirgen war und dann der Spruch: „Wartet, da unten ist ein Stod, in den muß i mel Hack einschlagen!“ Und übers Jahr: „Wartet, i han fertig da unten in ein' Stod mei Hack eingeschlagen, das muß i wieder holen!“ Und endlich, daß die Berchte beidemal „wie ein Rebel zerging“.

Die im Prägraten lokalisierten Sagen: beim Fräzer hält die Berchte einmal einen eisernen Handschuh hinterlassen, beim Außerbacher hält sie einmal eine Kuh durch und nächstes Jahr stand sie wieder im Stall, auf den Hörnern einen schönen Kranz von Moosblüten, beim Peterer in Bichl habe in der Königsnacht die Berchte beinahe einen Knecht vor der Haustüre geholt, hat uns für den Heimatblätterjahrgang 1925 Oberlehrer Haibegger von Matriel aufgeschrieben.

Heimatliches Schrifttum:

„Der Männerohrering im Volksglauben und Volksglauben“ mit besonderer Berücksichtigung Österreichs von Dr. Leopold Schmidt. Herausgegeben in der Schriftenreihe: Österreichische Volkskultur, Forschungen zur Volkskunde, Österreichischer Bundesverlag, Wien, Bd. III, kartoniert, 96 Seiten, 8 Abbildungen, Preis S. 20.—

Der auch in unseren Tälern bei alten Leuten noch allenthalben übliche Brauch des Tragens von Ohrschraubchen in Form von Blättchen, Sternchen und Knöpfen wird in diesem Buche in seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung und jetzigen Verbreitung bei den europäischen Kulturvölkern in sehr interessanter und für jedermann leicht faßlicher Form ausgelegt. Daraus geht hervor, daß diese ursprünglich orientalische (Ägypten, Babylonien, Indien) Sitte im wesentlichen durch die Mauren und die holländisch-englischen Schiffer nach Europa verpflanzt und dort wieder durch die französischen Revolutionskrieger aus Spanien und Italien über den ganzen Kontinent verbreitet wurde. Seit dieser Zeit, dem sogenannten „Siebermeier“ hat sich der Ohrschraubchen bei allen Gesellschaftsklassen vom König und Künstler bis zum Bürger und Bauern eingebürgert, wie Leopold Schmidt in streng wissenschaftlicher Weise aus dem biblischen Niederschlag in Kunst und Literatur nachgewiesen hat. Wichtig für unsere angere Primat ist, daß der iralische Minnesänger Odoak v. Wolkenstein als erster diese Sitte zur Zeit des Rittertums bezeugt, da er selbst von einer spanischen Prinzessin einen Ohrschraubchen bekam. Dr. K.

Heuziehen in Kals

Der Bauer kocht in die stockdunkle Nacht hinaus. Mit Sorge schaut er nach dem Wetter. Aber die Sterne funkeln ihm mit einer Pracht entgegen, als ob jeder einzelne frisch gepulvt wäre. Das Jahr geht schon dem Ende zu und noch immer kein Schnee. Das soll ein schlafges Bergbauernherz freuen? Nein, um diese Zeit gehört ein Schnee her. Der Heustock hat verdächtig die Schwindfucht. Droben auf den Bergtöfelen hosen wohl die vollen Heuschuppen und eislische Dristen, aber sie nützen ihm jetzt nicht viel, er tät sie halt daheim brauchen. Ja — andere Jahre wohl, da war es leicht. Der Schnee fiel schon in ebenster Frühe und wenn der es nicht säumte, sah man schon um „Andruff“ oder noch eher in aller Herrgottsfrühe die Laternensichtlein aufwärtsflimmern zu den Bergwiesen. Nicht selten schägte der Bauer um den letzten Frauentag herum schon, daß er mit dem Heuziehen („Harzlechn“) bis gegen Weihnachten fertig sein werde.

Schließen wir uns einmal den Heuziehern an und machen wir auch einmal die Arbeit mit, die von den Beteiligten Kraft, Ausdauer und Übung verlangt. Man muß so etwas schon können und es gehört Erfahrung dazu, ein „Fuder“ so fest und stark genug zu bauen, daß man mit ihm den Höhenunterschied von 1000 bis 1300 Meter ohne Umfchmiß („Bär“) übertaucht und mit der vollen Bürde heimkommt. Ist natürlich ein ordentlicher Schnee, so fehlt auch nicht der richtige Weg und das erleichtert die Arbeit. Es wird dann auch jeder Tag ausgenützt, an dem es nicht schneit oder gar zu arg stürmt.

Am Abend wird schon das ganze Gerät, das zum Ziehen not ist, hergerichtet. Jeder Zieher braucht vor allem sein „Bändl“. Es besteht aus einem Seil, an dem der „Orbzln“ (Jungblekener Ast), der Ring (Ring, aus Birkenreisig geflochten) und der Kloben hängen (hufeisenförmiger Haken aus Birkenholz) und dem „Heubam“. Ist nun durch den tiefverschmelten Wald oder auch durch die Bergtöfelen ein neuer Weg (Heuziehe) zu „gründen“, so braucht es Schneereifen und eine Schaufel oder „Krahe“. Auf jeden Fall sind die Stelgeisen mitzunehmen. Dann sind auch noch die Gurten zu überprüfen und zu verpassen. Zeitlich kriecht man ins Bett, denn morgens geht es in „ebenster“ Frühe von daheim fort. Je nach der Länge des Anstieges, den man vor sich hat, ist der Abmarsch oft schon um drei oder halb vier Uhr.

Am zeitlichsten ist die Bäuerin aus dem Bett. Ruhig tockt sie im Haus und am Herd herum. Ist es Zeit, so weckt sie alle, die auf den Berg müssen. Wie alltöglich stellt sie ihnen eine Schüs-

sel voll „Schotzuppe“ auf den Tisch und schiebt die riesengroße Muspfanne und eine Schlüssel Milch nach. Auf dem Mus glänzt ein ergiebiger Brocken Schmalz. Stumm hocken die Hausleute um den Tisch und löffeln das kräftige Frühstück. Es muß ja auch bis zum Mittagessen anhalten, denn mit dem „Zauseniragen“ schaut es nicht gut aus. Droben auf der Höhe wütet oft der Wind und man hanliert nicht gern mehr als notwendig herum. Recht hungrige „Knochen“ schieben sich einen Brocken Brot in den Hosensack und ziehen ihn heraus, wenn sich der Hunger meldet. Dann macht man sich auf den Weg. Jeder greift noch sinnend ins Weisbrunnkrügel am Kürtod und mit dem: „Hlez glehn ma, in Gottesnam!“ geht es hinaus in den kalten Wintermorgen. Es gehen alle Leute mit, die es körperlich schaffen können, auch Frauen. Wer im Stall noch Arbeit hat, muß zuerst noch diese verrichten und kommt später nach. Inzotischen werden auch für diese die Fuder gefassen.

So stapeln alle schweigend hintereinander den manchmal recht beschwerlichen steilen Bergweg aufwärts. Zuerst halt nur nicht zu rasch, denn der Weg ist weilt und es ist nicht grad gut, wenn man recht verschotzt hinaufkommt. Der eine oder andere trägt eine Sturmlaterne, deren Licht sich trauisch tausendfach in den Schneefeststellen spiegelt. Jeder Zieher hat sein Bändl auf dem Buckl, das insgesamt mit dem „Bam“ 10 bis 12 kg wiegt. Die Schlitzen hat wohl ein Dub am Vortag mit dem Roß vorausgeführt, soweit sie eben gebraucht werden können. So geht es hinauf auf die Bergtöfelse zu Schuppe, aus der man das Heu holen will. Oft geht es vom Weg ab kerzengrad durch den Bergwald hinauf auf die Wiesen. Da kann man selbstverständlich mit dem Schlitzen nichts ausschaffen. Es muß auch erst der Weg durch den Wald, die Kiese, bereitet werden, falls man sie nicht schon am Vortag „ausgetragt“ hat, um Zeit zu ersparen. Geht's oberhalb der Waldgrenze noch über ebeneres Wiesengelände, so benützt man dort die „Schloafn“, das ist eine Art Schlitzen, aber auf leichtere Art gebaut. Die Kufen sind aus ausgehöhlten, schmalen Lärchenbrettern.

Raum ist man droben bei der „Schuppe“ angelangt, so geht es an die Arbeit, damit man nicht zu kalt kriegt. Es wird gleich die „Fahstalt“ bereitet. Im nötigen Ausmaß wird der Schnee ausgeschöpft und der Platz sauber mit Reisig abgeteilt. Dann breitet man das Bändl auf und belegt es säuberlich mit Reisig, das man schon im Spätherbst geschnitten hat. Es dient als Unterlage, damit auf dem oft groben Wege das

Heu nicht verloren wird, oder an den vorstehenden Stellen hängen bleibt. Dann kommt die heikelste Arbeit, das „Fassen“. Da hilft alles zusammen. Einer der Kundigsten richtet die einzelnen Büschel Heu. Das erste Büschel, das aufs Fuder kommt, ist das „Pflaster“ und daran reihen sich die „Flecke“ oder „Bucke“. Dieses Büschelfassen und auch das Laden ist eine kleine Kunst, denn das Fuder soll nicht nur gut halten, es soll auch schön sein. Oft sind sie kerzengrad wie eine Wand, und mancher Bauer ist stolz, wenn er damit durchs Dorf fährt. Das Fuder baut man bei 3 m lang und 2 m hoch. Der Heubam, der mit dem „Orbzln“ (Witropfen aus Holz am Ende des Baumes, der ein Abklimpfen verhindert) beim Ring eingehängt wird, schivert das Fuder zusammen, wird mit Hilfe des „Orbzln“ niebergezoogen und das Seil mit dem „Kloben“ so befestigt, daß nichts mehr nachgeben kann. So ein Fuder hat dann seine 300 bis 350 kg Gewicht, je nach der Beschaffenheit des Heues. Bis zur teilen Kiese geht es auf dem „Schloafn“. Aber die Kiese hat man nur das bloße Fuder, weshalb auch das Reisig untergebreitet wird. In einem Fuder ziehen gewöhnlich zwei Leute, der eigentliche „Zieher“ und der Oberknecht. Wind und schlechter Weg trohen oft dieser Arbeit. Dagegen tomdet sich der Oberknecht das reißliche Seil um die Mitte und zieht das Fuder an steilen Stellen zurück oder hindert es an abschmalgen Wegkurven vor dem Umwerfen, einem sogenannten „Bär“. Einen Bär hat man schon gar nicht gerne, denn er ist geschaffen, das Fluchen zu lernen und ein bißchen Spott häuft er auch auf den Zieher oder Oberknecht. Diese Arbeit ist natürlich auch oft mit Lebensgefahr verbunden, nur dann der Kraft unseres Bauernstammes und ihrer Arbeitsvorteile wird sie fast immer ohne Unfall gemessert. Die jungen Leute müssen auch fast als Kinder schon mit zum Heuziehen, lernen so alle Tücken dieser Arbeit kennen, sie wachsen sogar in diese Arbeit hinein. Der Oberknecht hat aber auch kein Sonligleder. In stellen und bereisten Stellen geht er Stück für Stück bergab und es heißt immer wieder sichern und vorsichtig vor gehen. Oft wäre einer lieber mit einige Leuten am Seil auf der „Wodnerlein“ das wäre nicht so anstrengend. Der Bauer sagt, es sei eine „harnschwere Arbeit. Kommt man dann auf den Fohi weg, so stehen dort die Schlitzen bereit das Fuder wird aufgeladen und es geht flott heimwärts. Gegen Mittag trachtet man daheim zu sein. Nachmittag zieht man nicht mehr gern, der Schnee wird pappig und der Wind sehr stärker. Auch mit den „Lahnen“ ist es gefährlicher, wenn einmal die Sonne ab-

den Bergflühen liegt, namentlich, wenn einmal der Tag wieder zunimmt.

Daher dampft eine Schüssel Knödel auf dem Tisch oder wenn fremde Heu- zieher aus der Nachbarschaft mitgehol- ten haben, backt die Bäurin Krapsen oder „Strauben“. Nach dem Essenbeten findet jeder Erholung auf der Ofenbank oder Stubenbank. Sind die Wälder aber ein wenig ausgerostet, so lassen die „Weiberleut“ wieder bis zur Fütter-

zeit hütig die Spinnräder surren und die Männer setzen das Blehgerät für den nächsten Tag Instand. Am Abend geht es gleich noch dem Rosenkranzbeten ins Bett, um sich im Schlaf Kraft für den nächsten Tag zu schöpfen.

Auf diese Weise bringt jeder Bauer durchschnittlich 70 bis 80 Fuder Heu zutafel und jeder ist froh, wenn diese Arbeit getan ist.

Dorfwirtshäuser in Osttirol

Von Josef Oberforcher

(Schluß)

Erst Kaiser Josef II. verfügte am 17. IX. 1784 und wiederholt am 22. VII. 1788, daß alle diese Beschränkungen aufge- hoben sind und „daß Jedem die Frei- heit gestattet sein solle, den erzeugten Wein zu allen Zeiten des Jahres, wie, wann und zu welchem Preis er will, zu verkaufen oder auszuführen.“ Es war eben der Beginn der neuen Zeit mit der freien Wirtschaft, die in norma- len Zeiten gerechtfertigt sein mag, aber in Zeiten des Mangels, wie heute, zum Verderben des Volkes führt.

Freilich haben sich die Wirte nie gerne solchen Beschränkungen gefügt. So wollten die Wirte 1646 die neue Wirtsord- nung nicht anerkennen. Sie wollten für die Hochzeitsmäler um 3 Kreuzer mehr, den Wein teurer verkaufen und die Wirtsordnung an den Gaststuben nicht aufhängen. Der Herrschaftsverwalter sagt, es sei diese freibewilligte Widerse- lichkeit um so höher anzusehen, als unter diesen Wirten der Bürgermeister Paul Hibler (Weißgerber und Wirt beim Lamm in der Schwarzbergasse) selbst und die mehrere des Stadtrates begriffen sind, welche vielmehr auf die Beförde- rung des gemeinen Nutzens und was der armen Gemein zu Guten kommen mag, als auf den eigenen Privatnutzen ihr sorgfälliges Absehen haben wollten. Wä- drö Kranz (Wirt, heute Hotel Post) hat sogar verkaufen lassen, wenn der Herrschaftsverwalter Hans Herpfer von Herpsenburg die Wirte strafen wollte, daß er wüßte er zwerst seine Privatschul- den — die er bei allen Wirten hat — bezahlen. Der Herrschaftsverwalter ber- rängt trotzdem vom Stadt- und Land- richter die strengste Einhaltung der Wirtsordnung und Bestrafung der be- treffenden Wirte, ohne Ansehung der Person und ihres Standes.

Aber die innere Einrichtung unserer Dorfwirtshäuser sind wir durch die vie- len Inventare, die anlässlich von Käu- fen, Verlassenschaftsabhandlungen und Verpachungen verfaßt wurden, gut unterrichtet. Das älteste Inventar, das ich kenne, ist das von Hanns Bangartner, Wirt in Egglsdorf (Nikolsdorf) vom 8. Mai 1542. Ein Inventar aus späterer

Zeit für das Wirtshaus in der Au (Ge- meinde Alpling) vom 6. Juni 1768 zeigt Keller und Schüsseln fast ganz aus Zinn, Trinkgeschirr etwa zur Hälfte aus Zinn, einzelne aus Majolika, Kränge aus Eisen, die andern aus Glas und Blech. — Branntwein wird aus Bläzen getrun- ken, ebenso Rosoli (eine Art Liqueur). Das Zinn ist feines und extrafeines englisches und aus schlechterem Zinn, gelbem Pringmetall und Eisen, dann schwarze und weiße hölzerne Löffel. Un- ter den Tässeln werden auch 31 Dreil- teller genannt (zum Fleischhaußschneiden). In den Fremdenzimmern stehen Himmel- betstätten mit roten und gelben Vor- hängen, mit Strohsäcken, Unterbetten, 2 Leisacher, nur bereinigt Oberbetten, 1 Postler, Riß und abgenähte Betten. Vor den Betten Fußstameln, Kleiderst- sten gibt es nicht, nur Stühlen. Die Badestube war eine eigene Stube in der Nähe des Hauses. Nirgend hatte jedes ordentliche Bauernhaus bis etwa 1800 seine eigene Badestube, hauptsäch- lich für Dampfbäder. So und ähnlich war es überall am Lande, nur daß um 1750 Kaffeegeschirr und ab ca. 1780 Kleiderkästen bezuamen.

Ein glücklicher Zufall hat uns im Staatsarchiv in Innsbruck das Rech- nungsbuch des Josef Vbl, Wirtes in Lei- jach, für die Zeit von 1788 bis 1821 erhalten. Vbl war ein ordnungsliebender, guter Geschäftsmann, hatte das Klenger Gymnasium besucht, und so spiegelte sein Aufschreibebuch Freud und Leid eines Wirtes an der Straße in kritischer Zeit. Detailliert bucht er seine Schledungen von Bankzetteln (österr. Banknoten), die im bairischen Tirol abgeteilt waren, nach Kärnten, wo sie den alten Kurs be- halten hatten, ebenso, was bei jeder Hochzeit gezahlt wurde, seine Einnahmen und Schäden bei Truppendurchzügen, Ausrücken der Schützen, feindlichen Plünderungen etc. Er war natürlich da- herin unentbehrlich und nicht mit den Schützen ausgerückt, hat aber an seiner Stelle seinen Knecht Josche geschickt, dem er dann zu Lichtmess die 4 Wochen Schützendienst getreulich vom Zahrestoß abzieht.

Und nun noch einen kleinen Kranz auf die Gräber unserer alten Osttiroler

Wirtinnen. Für keinen Stand ist die Frau so wichtig, wie für den Wirt. Bei der häufigen geschäftlichen Abwesenheit des Wirtes muß die Frau in der Lage sein, den ganzen Betrieb aufrecht zu erhalten. Sie mußte die Arbeiten in Küche, Kel- ler, Gaststube, Stall und Feld gründlich verstehen, mußte Laft im Umgang mit Menschen besitzen, mit Güssen jeden Standes, nützlichem und betrunken. Diese Eigenschaften erlernt man nicht im Handumdrehen und durch Anlernen, da muß man hineingeboren und aufgewach- sen sein. Es ist darum nur selbstver- ständlich, daß der junge Wirt nur eine Wirtstochter zur Frau nahm, und so sind auch alle alten Pustertaler Wirte miteinander verwandt und verlobt. Die bekannteste Pustertaler Wirtin war wohl Frau Emma Hellenstetter, Wirtin „Zum schwarzen Adler“ in Niederdorf, an welche sich die älteren Leser wohl noch erinnern. Die damaligen Reisechriftstel- ler verbreiteten den Ruhm der Emma durch fast Europa, eine Reklame, wie sie wirkungsvoller nicht gedacht werden konnte. Gott hab sie segl! Die heutigen Wirtinnen mögen ihr nachstreben, zum Wohle ihrer Gäste und zu dem ihres Hauses.

Ich schließe diese allgemeine Darstel- lung über einen heimatkundlich und kul- turgeschichtlich wichtigen Berufsstand mit dem Wunsche, es mögen sich viele Hei- matkundler finden, die bereit wären, die Geschichte des einen oder anderen alten Wirtshauses zu bearbeiten und das Er- gebnis in den Osttiroler Heimatblättern zu veröffentlichen. Für die ältere Zeit, bis etwa 1800 hinaus, bringe ich viel Material, es müßten nur noch die Weg- übergänge seit 1800 ca. erhoben werden, was an der Hand von Hausbüchern, der Pfarrmatrizen und eventuell des Grundbuches nicht viel Mühe kosten wird. Ich bin gerne bereit, mein Ma- terial zu diesem Zwecke mitzuteilen.

Die alten Wirte waren zumweil wap- penberechtigt, und die Anbringung der Wappen der Vorbesitzer an der Haus- front; an den Hausflur oder im Speise- zimmer wäre ein interessanter Schmud des Hauses. Auch dafür könnte ich Ab- bildungen zur Verfügung stellen.

Sammelt die Osttiroler Hei- matblätter! Erst der lak- kenlos geschlossene Jah- gang läßt ihren Wert als Osttirolische Heimatkunde wirklich in Erscheinung treten